

Allegorie des verdrängten Mitläufertums: Carl Merz' und Helmut Qualtingers *Herr Karl* als österreichische ‚Banalität des Bösen‘

Daniel Milkovits
Universität Graz

Abstract (Deutsch) Mit dem *Herrn Karl* entwarfen Carl Merz und Helmut Qualtinger 1961 ein für die österreichische Theatergeschichte einzigartiges Volksstück in seiner „kritischen, mythen-zerstörenden Abart“ (Bobinac 1992). Der Skandal, den dieses einstündige Monodrama bei seiner Erstaussstrahlung im österreichischen Fernsehen auslöste, war nicht zuletzt der entlarvenden Figurenzeichnung geschuldet: Im Mitläufertum, im Opportunismus und in der Wendehalsigkeit, mit der sich der titelgebende Herr Karl durch sein Leben schlägt, erkannte sich das Publikum wieder – die Nachkriegsmentalität des Verdrängens, Vergessens und Relativierens fand sich in ihren Grundfesten erschüttert. Der Beitrag möchte beleuchten, inwiefern Hannah Arendts Überlegungen zur ‚Banalität des Bösen‘ in Merz' und Qualtingers Stück tatsächlich aufgehen und welche Aspekte der österreichischen Mentalitätsgeschichte darin sichtbar werden. Besonders deutlich könnte dabei die österreichische Erinnerungskultur und ihr Umgang mit den traumatischen Ereignissen zum Vorschein kommen – zumal in einer Nation, die sich bereits vor Kriegsende als erstes ‚Opfer‘ Hitlerdeutschlands zu positionieren suchte.

Abstract (English) With *Der Herr Karl* (1961), Carl Merz and Helmut Qualtinger created a folk play of a “critical, myth-destroying form” (Bobinac 1992) which is unique in Austrian theatre history. The scandal which this one-hour monodrama caused when it was first broadcast on Austrian television was also due to the unmasking character drawing: In the behaviour of the titular fellow traveller and opportunist ‘Herr Karl’, the audience recognised itself – the post-war mentality of repressing, forgetting and relativising found itself shaken to its foundations. The article aims to examine to what extent Hannah Arendt’s reflections on the ‘Banality of Evil’ are actually applicable to Merz’ and Qualtinger’s play and which aspects of Austrian mentality history become visible in it. In particular, the Austrian remembrance culture and its way of dealing with the traumatic happenings could become evident – especially in a nation that tried to posit itself as the first ‘victim’ of Hitler’s Germany even before the end of the war.

Keywords Carl Merz; Helmut Qualtinger; *Der Herr Karl*; banality of evil; Austrian post-war literature

1. Einführung

Der Herr Karl, ein im November 1961 urausgestrahlter TV-Monolog von Carl Merz und dem damals bereits überaus bekannten Helmut Qualtinger, genießt in Österreich Kultstatus. In dieser radikalen „Demaskierung des Homo austriacus“ (Ö1 2017), die die vermeintlich gemütlich-melancholische ‚österreichische Seele‘ als opportunistisch und charakterlos dekuviert, erzählt der titelgebende Karl – Feinkostmagazineur und daneben ein rückgratloser Wendehals – aus seinem Leben.

Es stellt sich heraus, dass er es sich vom Wiener Justizpalastbrand bis hin zur Unterzeichnung des Staatsvertrags, von 1927 bis 1955, stets nach seinem Vorteil richtete – ob als Parteichamäleon, das zuerst bei den Sozialisten, später bei der Heimwehr und schließlich sogar bei den Nazis anheuerte – „a bissel a Geld is z’sammkummen, net?“ (Merz & Qualtinger 1995: 169)¹ –, oder als begeisterter Teilnehmer an Hitlers Anschlussrede am Wiener Heldenplatz 1938. Den Tumult bei der letzteren hat er als „feierlich“ in Erinnerung; es sei „a Hetz“ und „wia a riesiger Heiriger“ (173) gewesen. Als er dem ‚Führer‘ im Rathaus persönlich begegnete, habe er „die Größe gespürt“. Doch damit nicht genug, er half sogar bei Strafarbeiten für die jüdische Bevölkerung und bei der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt mit. Und dennoch soll der jüngere Kollege, dem er erzählt, wissen: „[D]es war ja alles ganz anders“ (174); schließlich sei er ein „Opfer“ und „Idealist“ (175). Vor den russischen Besatzern zertrümmerte er symbolisch sein Hitlerbild; wenig später ließ er sich von den Amerikanern „als Tschiwilien Gard“ (178) beschäftigen, um dem Hunger der Gesamtbevölkerung zu entgehen: „I hab scho immer was derwischt“ (179). Als man zehn Jahre nach Kriegsende 1955 euphorisch zur Unterzeichnung des Staatsvertrags vor das Belvedere zog, war er mindestens genauso euphorisch wie 1938: „Auch das hab ich jetzt geschafft. Es ist uns gelungen – der Wiederaufbau“ (182). Selbstgefällig lässt ihn sein Lebenslauf am Ende noch resümieren: „I bin heit immerhin so weit, daß i sagen kann, man hat sein Leben nicht umsonst gelebt ... und das is vielleicht das, worauf’s ankommt ...“ (187).

„Die alten Volksstückfiguren [...] haben im Salz gelegen, gebeizt, bis es auf der Zunge schmerzt“ – das bemerkt Theodor W. Adorno (1967: 108) anlässlich der Uraufführung von Fritz Hochwälders *Himbeerpfücker*. Für den

¹ Sämtliche Zitate aus Merz & Qualtinger (1995) sind im gesamten Beitrag nur durch Seitenzahlen und ohne weitere bibliographische Angaben ausgewiesen.

Herrn Karl hätte sich dieser Befund sechs Jahre zuvor bereits in doppelter Hinsicht beanspruchen lassen, kommt es doch durch die Form des Monodramas, des Ein-Personen-Stücks, zu einer radikalen Reduktion des Figureninventars, die eine „milieuentfaltende[] Handlung“ (Aust et al. 1989: 312) völlig verunmöglicht. Die volksstücktypische Konstellation aus plakativen, einander ggf. sogar antithetisch entgegengesetzten Charakteren macht hier der beunruhigenden Omnipräsenz einer einzigen, höchst ambivalenten und streitbaren Figur Platz, die eine kaschierte Brutalität preisgibt, wie sie sich in Vorstufen höchstens in den Volksstücken Ödön von Horváths findet.²

Das macht den Karl'schen Monolog zu einem Volksstück der „kritischen, mythenzerstörenden Abart“ (Bobinac 1992: 53): Das Publikum findet keinen Anlass, sich selbstgefällig auf die Schulter zu klopfen, die (wienerische? österreichische? menschliche?) „Dämonie der Gemütlichkeit“ (Spiel 1991) liegt offen auf dem Seziertisch. In besonderem Maße trägt sich hier der Begriff des *Bürgerlichen Schocktheaters* an, wie ihn Jutta Landa (1988: 13–14) für eine Theaterpraxis einführt, „die experimentelle Techniken [...] mit dem Schock der sozialen Anagnorisis verbindet“ und so zwischen „kruder Alltagswirklichkeit und der Dekonstruktion von Bühnenkonventionen“ oszilliert. Gerade das Moment der Anagnorisis, des erschreckenden Wiedererkennens, scheint mir hier ein entscheidendes zu sein, soll doch Hans Weigel (zit. n. Kühn 2003: 93) so treffend bemerkt haben: „*Der Herr Karl* wollte einem bestimmten Typus auf die Zehen treten und ein ganzes Volk schreit ‚Au‘“. Nicht umsonst stellt auch Volker Kühn seinem Aufsatz zum Stück das Motto Werner Fincks (zit. n. Kühn 2003: 93) voran: „Wer sich getroffen fühlt, ist gemeint.“

In der einschlägigen Fachliteratur³ sind die österreichischen Nachkriegsdiskurse bereits in aller Länge und Breite an den *Herrn Karl* herangetragen worden, nicht zuletzt die bis in die 1990er Jahre nicht gänzlich überwundene Auffassung der wiedererstandenen Nation, man sei dem

² Eine Parallele zu den Volksstücken Horváths ziehen auch Hugo Aust, Peter Haida und Jürgen Hein (1989: 312). Qualtinger selbst trat als Mime von Horváth-Figuren gleich mehrmals in Erscheinung: 1961 spielte er in der Verfilmung der *Geschichten aus dem Wiener Wald* (Regie: Erich Neuberg) den Metzger Oskar; in der Inszenierung am Wiener Volkstheater (Regie: Paulus Manker, UA 1968) und einer weiteren Verfilmung (Regie: Maximilian Schell, 1979) gab er den Zauberkönig.

³ Vgl. besonders die Beiträge von Bobinac (1992), Steinert & Steinert (1996), Pfabigan (2002), Kühn (2003) und Durrani (2003).

nationalsozialistischen Regime als erstes Opfer zugefallen.⁴ Diese Diskurse müssen hier nicht wiederholt werden; ich werde mich in meinen Ausführungen vielmehr auf einige wenige Teilaspekte beschränken. Zunächst will ich zeigen, inwiefern der Herr Karl als spezifisch österreichische Figur zu sehen ist (und warum er darüber auch hinausgeht), um in weiterer Folge den Arendt'schen Begriff der ‚Banalität des Bösen‘ auf ihn anzuwenden. Wie zeitgemäß – und vielleicht sogar zeitlos – diese österreichische ‚Banalität des Bösen‘ ist, werde ich abschließend noch an aktuellen Diskursen belegen, in denen der Herr Karl als Denkfigur erscheint und mitunter auch medial präsent ist.

2. Der Herr Karl – ‚nur‘ Österreicher?

In der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem *Herrn Karl* hat sich mitunter die Frage aufgedrängt, ob dieser als „Prototyp des österreichischen Kleinbürgers“ (Kühn 2003: 97), darüber hinaus als „Inbegriff des apolitischen, alleuropäischen Mitläufers“ oder vielleicht sogar als „Röntgenbild des modernen Massenmenschen“ (Schwarz 1982: 146)⁵ zu lesen sei. Letztere Deutung mutet mir ein wenig zu ‚faustianisch‘ an, doch in jedem Fall möchte ich den *Herrn Karl* auch außerhalb des Nachkriegskontexts als eine Allegorie des Österreichischen reklamieren, die bis heute durch ihre unablässige Aktualität besticht.

Wynfrid Kriegleder (2018: 446) bezeichnet den *Herrn Karl* als „ein wenig schmeichelhaftes Porträt der bereits saturierten Zweiten Republik“. Zum Skandal konnte dieses Porträt nicht zuletzt dadurch werden, dass es nicht über die Bühne ging, sondern über die Fernsehbildschirme flimmerte und so deutlich niederschwelliger wirkte. Denn wenn Herbert Marcuse (1964: 56)

⁴ Diese ‚Opferdoktrin‘ wurde bereits 1943 in der Moskauer Deklaration zwischen Großbritannien, der Sowjetunion und den USA festgeschrieben. Dort hieß es, man müsse Österreich, „das erste freie Land, das der Hitlerschen Aggression zum Opfer gefallen ist, von der deutschen Herrschaft“ befreien. Auf den Passus, wonach das Land „für die Beteiligung am Kriege auf seiten Hitlerdeutschlands die Verantwortung trägt, der es nicht entgehen kann“, vergaß man nach 1945 nicht ungerne (abgerufen über das digitale Faksimile der Österreichischen Nationalbibliothek unter <https://digital.onb.ac.at/rep/osd/?1158CFA7>; letzter Zugriff: 15.03.2023).

⁵ Kennzeichen dieses modernen Massenmenschen, den er im *Herrn Karl* portraitiert zu finden meint, sind für Schwarz (1982: 146) folgende: „[m]oralische Stumpfheit, Ausbeutung anderer, besonders der Frauen, Heimtücke, Arbeitsscheu, sexuelles Voyeurtum, beginnende Pyromanie, ästhetizistischer Antihumanismus, politische Prostitution, Opportunismus jeder Beschreibung.“

feststellt, dass die Wirklichkeit im Fernsehen ihre Kultur übertreffe,⁶ so ist diese Wirklichkeit im Falle des Monologs von Merz und Qualtinger jedenfalls eine, von der das Österreich jener Zeit tunlich nichts wissen wollte. So verwundern die überaus empörten Reaktionen⁷ auf den *Herrn Karl* angesichts des Heile-Welt-Kitschs, der in der Populärkultur jener Zeit omnipräsent war,⁸ nicht – wurde damit doch die wärmende Sonne von (Alt-)Wiener Gemütlichkeit und alpenrepublikanischer Heimatidylle vom langen Schatten ihrer eigenen Vergangenheit eingeholt. Dieser Schatten bestand in der unter den Teppich gekehrten Tatsache, dass sich Österreich an der nationalsozialistischen Euphorie weitgehend widerstandslos beteiligt und mit dem Antisemitismus der Ersten Republik den Grundstein der Hitler'schen Aggression – so weist ein jüngst neu aufgelegtes Buch der Historikerin Brigitte Hamann (1996) nach – sogar selbst gelegt hatte.

Dass Karl in seinem Monolog *nonchalant* an Justizpalastbrand, Anschluss und Holocaust erinnert, musste das Publikum der frühen 1960er Jahre gleichermaßen schockiert und beleidigt zurückgelassen haben. Man nannte Qualtinger bzw. seinen Herrn Karl einen ‚Nestbeschmutzer‘ – da erging es ihm ganz wie anderen Figuren, etwa aus Arthur Schnitzlers *Professor Bernhards*, aus Karl Kraus' *Letzten Tagen der Menschheit* oder aus Jura Soyfers *So starb eine Partei*. Von all diesen Figuren, die Alfred Pfabigan (2002: 58) dem Herrn Karl parallel setzt, unterscheidet den letzteren jedoch seine Paradigmatizität für eine ganze Nation über einzelne Aspekte hinaus. Denn während Schnitzlers Hochroitzpointner einen Handlanger antisemitischer (Pseudo-)Ethik darstellt, Kraus' Protagonisten törichte Kriegstreiber repräsentieren und Soyfers Zehetner den wiederholt aufkeimenden Faschismus inkorporiert, fällt in der Figur des Herrn Karl eine ganze Menge österreichischer Archetypen des 20. Jahrhunderts zusammen. Gemein ist diesen Archetypen eine erschreckende Nähe von Sentimentalität und Brutalität, von Gewalt und ihrer Übertünchung:

⁶ Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Geoffrey C. Howes (1993).

⁷ Auf die unmittelbare Rezeption des *Herrn Karl* und die Empörung über denselben gehen Fiona und Heinz Steinert (1996: 239-245) sehr ausführlich ein.

⁸ Im selben Jahr wie der *Herrn Karl* erschien nicht nur das *Mariandl*, eine Neuverfilmung des *Hofrats Geiger*, sondern auch die Peter-Alexander-Komödie *Saison in Salzburg*. Ein Jahr zuvor war außerdem der bis heute immer wieder gespielte Heimatfilm *Im weißen Rössl* zum ersten Mal über die Leinwände geflimmert. Alle der genannten Filme bewegten sich in einem sorglosen Heimatidyll – ob in der malerischen Wachau oder im sonnigen Salzkammergut – und kamen mit recht simplen Figureninventaren und Handlungsstrukturen aus.

Mit ihm [= dem *Herrn Karl*] wird die Ungemütlichkeit der Gemütlichkeit vorgeführt. Hinter Wiener Charme und alpenländischem Schmäh tun sich plötzlich Abgründe auf, die sprichwörtliche Wiener Heurigerseligkeit⁹ entpuppt sich als bösertige Variante einer Lebensart, die keine ist. Die leutselige Höflichkeit wird bloßgestellt, das goldene Wiener Herz wird auf den Prüfstand gebracht, mehr noch: bis aufs Mark sezziert. Was übrig bleibt, ist nicht gerade zum Schmunzeln geeignet. (Kühn 2003: 94)

So wird Qualtingers Karl zu einer Allegorie des Österreichischen, an der sich eine kleine Geschichte des Mitläufertums erzählen lässt – vom Justizpalastbrand 1927 über Ständestaat, Anschluss und Weltkrieg bis zum Staatsvertrag 1955. All diese im Text recht transparent ausgewiesenen Geschichtskontexte kann die Figur des Herrn Karl, die zumindest in Österreich längst zur *Denk*figur geworden ist, zeitlich und örtlich freilich transgredieren. Marijan Bobinac (1992: 60-61) hebt diese im Text durchaus angelegte Überschreitbarkeit der Ursprungskontexte hervor und legt Wert auf die Feststellung, dass – so schreiben es Michael Kehlmann und Georg Biron (1987: 112) in ihrer Qualtinger-Biographie – statt eines österreichischen Karl auch ein italienischer „Carlo“ oder ein französischer „Charles“ denkbar wären.

Dennoch, so meine ich, kam der *Herr Karl* im Österreich des Jahres 1961 just zur rechten Zeit am rechten Ort. Die einsetzenden 1960er Jahre, die erste Regungen in Richtung Vergangenheitsbewältigung – 1960 erschien Hans Leberts Roman *Die Wolfshaut* –, aber noch lange kein (Teil-)Schuldeingeständnis in Gang setzen sollten, bieten einerseits den fruchtbaren Nährboden für eine Auseinandersetzung mit den Abgründen der ‚österreichischen Seele‘. Andererseits scheint mir der wiedererstandenen österreichischen Nation in dieser Angelegenheit ein Sonderstatus zuzukommen, denn als kleines Nachbarvölkchen Deutschlands war man nicht nur prädestiniert zum Mitläufertum in Sachen Faschismus und Shoah gewesen, sondern eignete sich späterhin auch umso besser für eine großangelegte Verdrängungsmentalität. Man muss sich in diesem Zusammenhang stets vor Augen halten, dass das großkoalitionäre Klima und der Proporz wirtschaftlich und politisch zwar für ein gestärktes ‚Comeback‘ sorgten, zentrale Diskussionen zumeist jedoch im Keim erstickten. All das erscheint umso paradoxer, wenn man sich die Schicksale der Gründungsväter der Zweiten Republik vor Augen hält: Leopold Figl, der von den Nationalsozialisten verfolgt

⁹ Heurige sind typischerweise in der Wiener Vorstadt gelegene Lokale, in denen der namensgebende heurige Wein zum Ausschank geboten wird.

und im Konzentrationslager beinahe ermordet worden war, und Julius Raab, der bereits im austrofaschistischen Ständestaat als führender Politiker reüssiert hatte.

Die politische ‚Verkaterung‘ der österreichischen Gesellschaft und die Kontinuität nationalsozialistischer Ideologeme, gepaart mit einer fehlenden Erinnerungskultur, scheint mir eine Situation zu sein, die Carl Merz und Helmut Qualtinger so nur im Österreich der Zweiten Republik vorfinden konnten und die den Herrn Karl zu einer dezidiert *österreichischen* Figur macht. Das hebt sie selbst in aktuellen österreichischen Diskursen auf das Podest einer Mentalitätsmetapher und Denkfigur, die in den Medien mitunter auch als solche verwendet wird (vgl. Abschnitt 4). Parallelfiguren aus anderen Nationen – ein Carlo oder ein Charles im Sinne Kehlmanns und Biron (1987: 112) – mögen durchaus denkbar sein, doch die spezifische ‚Banalität des Bösen‘, wie sie der Herr Karl verkörpert und wie ich sie im folgenden Abschnitt näher erläutern möchte, ist aus meiner Sicht aus den genannten Gründen eine österreichische.

3. In den Untiefen des Punschkrampfens, oder: Wie böse und banal ist der Herr Karl?

Hannah Arendt prägte 1967 in ihrer umfangreichen Beschäftigung mit den Eichmann-Prozessen in Jerusalem den bis heute virulenten Begriff der ‚Banalität des Bösen‘.¹⁰ Arendts weithin bekannte Überlegungen, die etwa Alfred Pfabigan (2002: 78-79), Volker Kühn (2003: 100) sowie Iris Fink und Hans Veigl (2016: 344) auch bereits auf den *Herrn Karl* angewandt haben, brauchen hier nicht eingehender wiederholt zu werden; einen soliden Überblick gibt etwa der einschlägige Eintrag im *Arendt-Handbuch* (Assy 2011).

Für Österreich und seine Kultur bietet sich dieser Begriff in besonderem Maße an, erst recht seit dem Zweiten Weltkrieg. Die nationale Identität jener Zeit kreiste um idyllische Inbilder der romantisch verkärten Habsburgermonarchie (siehe *Sissi*), um schöne Landschaften (siehe *Land der Berge*) und um romantische Fremdenverkehrssujets (siehe *Weißes Rössl*). Wer diesen sentimental-heurigenseligen Lack abkratzt, findet nicht selten Abgründe, über die man lange Zeit hinwegzutäuschen versuchte. So kommt das Böse im Nachkriegsösterreich vermeintlich niedlich daher. Diese Nachkriegskultur trat, wie es Michael Köhlmeier in der ORF-Diskussionsreihe

¹⁰ Ich beziehe mich im gesamten Beitrag auf eine relativ neue, ins Deutsche übersetzte Ausgabe des Textes (Arendt 2008).

Club 2 (2011) bezogen auf Peter Alexander formulierte, gerade so auf, „als ob der Welt gezeigt wird: Ihr glaubt doch nicht im Ernst, dass wir dümmlichen, harmlosen Leute halb Europa in Brand gesteckt haben“.

Auch wenn ich Köhlmeiers generalisierende Abwertung der Unterhaltungskultur nach 1945 nicht teile, scheint dieser grundsätzlich doch ein Verdrängungsmuster eingeschrieben zu sein, das ich einer spezifisch österreichischen ‚Banalität des Bösen‘ zugeordnet wissen möchte. Schließlich hatte gerade Österreich durch die Nachbarschaft zum großen Deutschland die Möglichkeit, sich nachträglich als Opfer zu gerieren und die eigene Mittäterschaft durch ein verharmlosendes kulturelles Klima unter den Teppich zu kehren – ein Mechanismus, den Hans Mommsen (2008: 17) der ‚Banalität des Bösen‘ zuschlägt: „Das NS-Regime beruhte geradezu auf dem eingeübten Mechanismus kollektiver Verdrängung unbequemer oder verhängnisvoller Einsichten.“

Das urösterreichische Sinnbild des banalen Bösen scheint mir schon gefunden zu sein, nämlich mit einem österreichischen Kleinsüßgebäck: dem Punschkrapfen. „[A]ußen rosa, innen braun und immer unter Alkohol“ – so veranschlagte Erwin Ringel (1988: 12) die Metapher des Punschkrapfens zunächst für die ‚Kärntner Seele‘. Mit diesem nicht unwitzigen Bildnis ist späterhin auch die ‚österreichische Seele‘ beschrieben worden – ein angebissener Punschkrapfen zierte etwa das Cover von Robert Menasses Essayband *Das war Österreich* (2005) –, und sie hat auch mit einem Blick auf den *Herrn Karl* durchaus etwas für sich, gelingt es der Figur doch stets, die Sympathie so auf sich zu lenken, dass man sie trotz ihrer *grundhässlichen* Abgründe nicht (nur) *hassen* kann. Die rosarot-süße Glasur des Punschkrapfens täuscht, denn wer bis zum Boden hin durchbeißt, sieht und schmeckt eine braune, gallige, alkoholgetränkte Masse. So auch in Österreich, wo ‚Wein, Weib und Gesang‘ die grausamen Verstrickungen in den großangelegten Massenmord des Nationalsozialismus verschleiern sollten. Diese nachkriegsösterreichische Staatsdoktrin aggregiert der *Herr Karl* geradezu.

Zwar ohne das Punschkrapferl, nicht aber ohne das semantische Feld der Süßwaren kam bereits Friedrich von Schwarzenberg (1844: 121-122) in seinem *Wanderbuch eines abgedankten Landsknechtes* aus, wenn er über die Stücke Ferdinand Raimunds räsonierte: „[D]ie Leute glauben sich zu amüsieren, wo man eine verzuckerte Pille schluckt, und wenn man sie im Leibe hat, erst die Grimasse schneidet, welche der bittere Geschmack provoziert.“ Für Kurt Kahl (1977) stellt diese Strategie eine Parallele Raimunds zu Karl Kraus oder Ödön

von Horváth dar; im *Herrn Karl* wird sie radikal auf die Spitze getrieben und in einer einzigen Dramenfigur konfiniert.

Vor diesem Hintergrund scheint es eine Vereinfachung zu sein, wenn Volker Kühn (2003: 94) meint, die Figur sei „nicht gerade zum Schmunzeln geeignet“. Ich bin der Ansicht, dass die Schockstrategie des *Herrn Karl* vielmehr in die Gegenrichtung wirkt: Der dramaturgische Kunstgriff besteht eben darin, dass man fast schmunzeln, ja vielleicht sogar ein wenig lachen möchte; das Lachen bleibt aber im Halse stecken, weil das Gewissen interveniert. Wir realisieren, dass man über derartige Grausamkeiten eigentlich nicht lachen sollte, und schon sind wir der „vorübergehenden Anästhesie des Herzens“ (Bergson 2011: 15) entrissen. Die ‚Pille‘, die wir am *Herrn Karl* schlucken, ist mit allerhand Sentimentalitäten ‚gezuckert‘. Dazu gehören durchaus komische Passagen¹¹, mehr oder weniger gute Ratschläge an das jüngere Gegenüber¹², melancholische Lieder aus alten Tagen¹³, amikale Spitznamen offenbar berüchtigter Wiener Früchteln¹⁴, pseudopatriotische Fremdenverkehrssujets¹⁵ u.v.m. All das schmeckt zunächst süß; erst beim Nachdenken wird die Pille bitter und setzt uns eine Grimasse auf – am liebsten würden wir sie sogleich wieder ausspucken.

Angesichts der Tatsache, dass vom *Herrn Karl* heute im kollektiven Gedächtnis kaum mehr als losgelöste Halbsätze erhalten sind, die – so wage ich zu behaupten – häufig nicht in ihrer Doppelbödigkeit verstanden werden, mag diese ‚Punschkrapferl-Strategie‘ auch zur Crux geworden sein. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an das vergleichbare Schicksal der Mundl-Figur aus Ernst Hinterbergers ORF-Serie *Ein echter Wiener geht nicht unter*, die sich mit

¹¹ „I hab z’haus a Waschbecken, aber das genügt ma eigentlich. Aber ein Meer kommt mir nicht ins Haus ... weil i hab kan Bedarf für soviel Wasser ... da krieg i a bledes G’fühl. Das ängstigt mich. So a bissel in an Waschbecken oder an Lawur is grad gnua ... net“ (168).

¹² „I sag Ihna, fangen S’ Ihna nie was mit an Sparverein an ...“ (172).

¹³ „I hob an Schmääh g’führt ... Mandoline g’spielt ... Harmonika ... g’sungen ... de Schlager aus de Tonfilme, »Weiße Chrysanthemen schenk ich dir zur Hochzeitsnacht«, »Du schwarzer Zigeuner, ach spiel mir was vor, denn wenn deine Geige weint, das geht mir ins Ohr ...«“ (167-168).

¹⁴ „Petzner-Masl, Woitschkerlbuam, Korschinek-Vickerl, Nezwerka-Pepi. Is Ihna des a Begriff? Ah naa – Se san ja jung ... Sie wissen ja nicht, was Heiterkeit war, echte Fröhlichkeit“ (168)!

¹⁵ „Aber Österreich is natirlich auch herrlich ... Großglockner, der Pasterzengletscher ... warn aa vül Leit dort ... nette Leit. [...] Herrlich, sag i Ihnen, des die Franz-Josefs-Höhe. [...] Dann war ma am Semmering. Des is aa scheen. Sehr scheen. Wenn ma bedenkt, daß ma des so in da Näh hat und eigentlich nie ausnutzt ... [...] I maan ... ich liebe die Berge ...“ (183).

Stehsätzen wie „Mei Bier is net deppert“ als Kultfigur verselbstständigt und seither von der ursprünglichen Intention – einem Portrait des tobsüchtig-jähzornigen Patriarchen – völlig losgelöst hat. So auch Qualtinger mit seinem Herrn Karl:

»Der Qualtinger!« hörte ich einst eine alte Dame vor einem *Herr Karl*-Plakat sagen. »Das war noch ein echter Wiener.« Nur für einen Moment vermag dies Land sich selbst zu sehen, dann schiebt es die Erkenntnis ab in die Gefilde zuckriger Nostalgie. Die Nation, deren bitterste Wahrheit er aufgeschrieben und gestaltet hatte, erklärte ihn so lange zum Original, zum vielgeliebten Quasi, zum von jedermann umhalsten Saufkumpan, bis er genau das wurde. (Kehlmann 2007: 45)

Im Falle des *Herrn Karl* halte ich die Strategie aber dennoch für eine lohnende, weil konstitutive. Schließlich legt sie gerade jene ‚Banalität des Bösen‘ offen, die der Text zum Dreh- und Angelpunkt hat. Es ist jene „makabre Art von Gemütlichkeit“, die nach und nach an die Oberfläche tritt und die – das gälte es zur Frage nach der zeitlichen und örtlichen Eingeschränktheit zu ergänzen – etwas typisch Österreichisches an sich hat: „Es ist kein Zufall, daß Hitler oder Eichmann Österreicher waren“ (Kehlmann & Biron 1987: 143).

Die unhinterfragte Beteiligung an kriminellen Handlungen ist tatsächlich eine augenfällige Gemeinsamkeit zwischen Adolf Eichmann und dem Herrn Karl. „I maan, schau'n S', was ma uns da nachher vorg'worfen hat – des war ja alles ganz anders“ (174), ist die Dramenfigur überzeugt, denn: „I hab nur an Juden g'führt“ (175). Die Schuld, in die Karl gefallen ist, bagatellisiert er wie Eichmann; er verbindet sie sogar noch mit Selbstmitleid: „Ich war mein ganzes Leben von Gefahren umgeben“ (184). Dass er diese Gefahren selbst mitverschuldet oder sich an diesen zumindest unterwürfig beteiligt hat, übersieht oder verschweigt er. Es ist kein Zufall, dass ein solcher Wendehals als Feinkostmagazineur arbeitet und sich als solcher im Keller einer Delikatesshandlung verschanzt: Egal ob unter austrofaschistischer, nationalsozialistischer oder christlich-sozialer Führung, er handelt aus Spekulation statt aus Überzeugung und fällt daher nie vom Fleisch, muss zuzusagen seinen Platz am ‚Futtertrog‘ nie räumen.

Neben all diesen Aspekten rund um Mitläufertum, Kriegsbeteiligung und ihrer Verdrängung nicht übersehen werden darf allerdings die – so würde man heute sagen – ‚toxische Männlichkeit‘, die man der Figur im besten Sinne vorwerfen kann. Seine Chefin würdigt er aufgrund ihres Geschlechts immer

wieder in Halbsätzen herab,¹⁶ und die Frauen seiner Erinnerung sind in erster Linie Lust- und Sexobjekte¹⁷. Da verwundert es nicht weiter, dass seine erste Ehe, in der er seine Frau offenbar auch finanziell übers Ohr gehauen hatte¹⁸, zum Scheitern verurteilt war, genauso wie die nächste. „Die Frau ist der gebende Teil und der Mann is der herrschende“, das habe seine Gattin nicht erkennen wollen: „[S]ie hat si dann Sachen herausg’nommen, de was tief unter der Würde des Mannes liegen ...“ (176). Ohne eine Spur von Läuterung kehrt er nach der Scheidung zur lebemännlichen Umtrieblichkeit zurück.¹⁹ Und schließlich gelte ja immer noch: „I bin ja aa net schen. Aber ein Mann halt sich immer no. Ein Mann hat noch immer einen gewissen Anwert“ (181). Gegen Ende scheint sich auch Karls Gefallen anzudeuten, jungen Leuten auf voyeuristischen Spaziergängen bei ihren ‚Techtelmechteln‘ nachzustellen – auch wenn er es im selben Atemzug abstreitet.²⁰

Die Tatsache, dass der Herr Karl sein Leben derart schonungslos, weil sich keiner Schuld bewusst, preisgibt, erschreckt. Die Verlogenheit, die in seinem Selbstbild liegt, erkennen die Zuseher*innen, die Leser*innen – und sie erkennen auch die Verschleierungsstrategien, in denen sich die Figur selbst verfängt. Dass der Ausruf „So sind wir nicht“, für den sich Bundespräsident Alexander Van der Bellen im Zuge der Ibiza-Affäre stark machte (vgl. ORF 2019), auf diese emblematische Figur die angemessenste Antwort nicht ist,

¹⁶ „De Alte keppelt scho wieder ... Chefin ... Des war vor vierzig Jahren aa ka Chefin g’wesn“ (165).

¹⁷ „Aber sonst ham mir a Hetz g’habt ... mit de Katzen ... mit de Madln ... de warn vielleicht net so anzogen wie jetzt ... aber sonst ... hat sich was abg’spielt ... im Freien ... a Hotel hat ma si damals net leisten können ... andere vielleicht scho ... aber i net ... [...]! Da waren im Inundationsgebiet, Überschwemmungsgebiet – so Standeln ... san mir g’essen mit de Madln ... Ribiselwein abig’sstessen ... dann hab i g’sagt: Gemma schwimmen, meine Damen? San ma abi zum Wasser, ham si umzogen ... i hab s’ a bissel einkocht ... Gebüsch is eh überall. De Donauauen sind ja wunderschön ...“ (167-168).

¹⁸ „Bei mir is scho was z’sammkumma ... Mir ham a gemeinsames Sparbuch g’habt ... Kennwort hab i eh g’wußt ... verstehen S’? Aber dann ... *Sich entschuldigend*: Natirlich hab i hie und da was aus der Kassa g’nommen ...“ (171)

¹⁹ „Die Frauen ...! Die Feste ...! Was sich da in meiner Wohnung abgespielt hat ...! I sag’ Ihna: Orgien im Gemeindebau ...“ (177)

²⁰ „[I] geh spazieren in Überschwemmungsgebiet ... Inundationsgebiet ... Da geh i gern hin! Oft! Wann’s haas is. Da san so Bombentrichter. Und da liegen s’ drin ... de jungen Leit. Madln und Burschen. I maan, i bin ka Voyeur ... wie’s vüle gibt, was da so spazierengehn. Aber mit so junge Leit is’s halt a Hetz. Mir ham damals ja no Hemmungen g’habt ... aber heit ... de kennan nix ... die G’fraster! I siech’s ja net ... i bin kaaner, der zuaschaut ... aber was i so heer ... wissen S’, da kumm i ma ganz jung vur ...“ (184)

erkennen sie ebenfalls: Qualtinger ist tot, doch seine allegorisierte österreichische ‚Banalität des Bösen‘ ist aktueller denn je.

4. Aktuelle Diskurse

„[M]an reibt sich die Augen und will nicht glauben, daß dies immer noch, Tag für Tag, Jahr um Jahr, Wahl um Wahl, wirklich wird und sich ereignet“ (Kehlmann 2007: 47) – gesamtösterreichische Mentalitätsmetapher und damit Schablone für nationale Diskurse ist die Figur des Herrn Karl mittlerweile nicht umsonst.

Als sich etwa Norbert Hofer 2016 als freiheitlicher Bundespräsidentenschanwärter in den Wahlkampf begab – man warf ihm sein fragwürdiges Verhältnis zur europäischen Rechten oder zur Burschenschaft Marko-Germania vor –, warf sich Christoph Grisseemann in der ORF-Late-Night-Show *Willkommen Österreich* in ein Herr-Karl-Kostüm, um in dieser Rolle von seinen Erfahrungen auf der FPÖ-Wahlkampfparty zu berichten. Er übernahm dazu jene Passage aus dem Ursprungsmonolog, in der Karl über die Heldenplatz-Ekstase und seine Begegnung mit Hitler anlässlich des Anschlusses 1938 sprach, wandelte diese aber leicht ab:

STERMANN: Du hast doch sogar, heißt es zumindest, Hofer persönlich gesehen; du bist ihm fast nahegekommen, heißt es. Erzähl doch mal ein bisschen: Wie war denn das eigentlich für dich, dort bei dieser FPÖ-Wahlparty zu sein?

GRISSEEMANN (*setzt sich einen schwarzen Hut auf, während das Bild in einen Schwarz-Weiß-Ton getunkt wird, und spricht mit starrem Blick in die Kamera*): Das war eine Begeisterung... eine Freude... ein Jubel, wie ma sich's gar net vorstellen kann. Nach all den furchtbaren, traurigen Jahren... Da Wiener hat endlich eine Hetz ghabt, eine Freude hat er ghabt. Wirklich, es war... Das war wie beim Heurigen... Ein riesiger, großer Heuriger... aber feierlich! Ja, ein Taumel... Toll... Wirklich, und ma kann sagen, was ma will, net... Eine Persönlichkeit is er... Eine gewisse Größe hat man gespürt – er is ja ned groß (*Lachen im Publikum*). Wie er da reinghatscht²¹ is... Wirklich... Ganz ein toller Mann... Bin ihm ja direkt gegenübergessen im Rathaus... So wie wir da jetzt sitzen, bin i ihm gegenübergessen, net... Und dann hat er ma in die Augen gschaut; mit seine schönen, braunen Augen (*Lachen im Publikum*) hat er mi

²¹ Hier spielt Grisseemann auf die Tatsache an, dass Hofer 2003 von einem Paragleitunfall eine partielle Querschnittslähmung davontrug, seitdem mit einem Stock geht und leicht humpelt.

angschaut, net, und ich hab ihn angschaut... Dann hat er gsagt (*im Tonfall von Grissemanns Hofer-Persiflage aus anderen Episoden*): „Ja, ja!“ Und dann hab i alles verstanden... (*Lachen im Publikum*) Dann hab i alles gwusst... (*Pause*) Ein Dämon vielleicht, aber... auch groß (*Lachen im Publikum, Wechsel zum Farbbild*).

STERMANN: Das klingt echt schön (*tosender Applaus*). Wow! Schön, wenn sich Geschichte so wiederholen kann! (Stermann & Grissemann 2016)

Eine solche klarerweise provokante und insofern für Stermann und Grissemann nicht gerade neue Zuspitzung, die die Hitler-Euphorie vor Kriegsbeginn mit dem neurechten Erfolg des freiheitlichen Amtsanwärters in eins setzt, gäbe freilich Anlass zur Empörung. Die gekonnte Modifikation des Prätextes und die Reaktion von Dirk Stermann – „Schön, wenn sich Geschichte so wiederholen kann!“ (Stermann & Grissemann 2016) – zeigen aber jedenfalls, wie sich Aussagen und Haltungen des Herrn Karl bis in die Gegenwart perpetuieren lassen. Ihre Anwendbarkeit auf Bewegungen wie die FPÖ kann außerdem nicht verwundern, bieten diese doch mit ihrer bewährten Strategie, oftmals problematische Ideologeme durch Festzeltgaudi, Volksmusik und Bierdunst zu kaschieren, eine nicht zu übersehende Überschneidung mit Karls Metapher vom Hitlereinmarsch als Heurigem und seinem einprägsamen Kommentar, die Wiener hätten „[e]ndlich amal [...] a Freid g’habt ... a Hetz“ (173).

Als besonders aktuell erwies sich die Figur des Herrn Karl außerdem, als sie in den „pestialischen Zeiten“²² der COVID-19-Pandemie zur doppelten Allegorie einer beinahe kollektiven Geisteshaltung avancierte. In der österreichischen Wochenzeitschrift *News* etwa verglich Peter Sichrovsky (2021: 36) die mitleidige Opferhaltung der Figur mit den Ausreden der Bundesregierung für die Querelen rund um die verzögerten Schutzimpfungspläne. Das Abschieben eigener Missgeschicke auf Unzulänglichkeiten, das er beim Herrn Karl und den politischen Verantwortungsträger*innen gleichermaßen zu erkennen meinte, stellt für ihn die „programmierte, in den Genen deponierte Reaktion der Österreicherinnen und Österreicher auf jede Kritik, jede Anschuldigung“ dar:

²² Die augenzwinkernde Wendung von den „pestialischen Zeiten“ übernehme ich von Johann Sonnleitner, außerordentlicher Universitätsprofessor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Wien, der sie zu Beginn des Sommersemesters 2022 – das Universitätsleben noch gebeutelt von unikal hohen Inzidenzen und vergleichsweise zahnlosen Maßnahmen – in einer seiner inspirierenden Vorlesungen bemühte.

Denn was immer auch schief gehen könnte, die Verantwortlichen bieten sehr schnell eine Erklärung: Die Umstände seien halt schwierig ... die Bedingungen hätten sich geändert ... man habe ja versucht ... aber da seien andere, die unfairer Weise schon längst Entscheidungen getroffen hätten ... jetzt könne nichts mehr korrigiert werden ... man hätte ja ein paar Ideen ... die würden noch geprüft werden ... und wenn tatsächlich eine Möglichkeit bestehen würde ... dann sicherlich ... dann werde man so bald wie möglich ... wenn auch nicht gleich ... man sei sich ja der Verantwortung bewusst ... wer eigentlich, fragt sich der auf die Impfung Wartende. (Sichrovsky 2021: 36)

Über ein lechzendes Herbeisehnen der nur langsam eintrudelnden Vakzine kann man heute freilich kaum mehr als ein nostalgisches Schmunzeln verlieren. Weitaus nachhaltiger konnte sich da schon das Problem der geringen Impfbereitschaft im Gedächtnis halten, gepaart mit entsprechenden Gegensteuerungsversuchen der Politik. Dem gescheiterten Vorhaben, Impfwillige mit Zuckerln in Form von Gutscheinen zu belohnen (vgl. ORF 2021), folgte alsbald die höchst umstrittene Impfpflicht (vgl. ORF 2022a), die man bereits wenig später auf Eis legte und im Juni 2022 schließlich völlig abschaffte (vgl. ORF 2022b).

Es steht einem literaturwissenschaftlichen Beitrag nicht zu, die doch sehr sprunghaften Eindämmungsstrategien gegenüber einem damals noch kaum bekannten Virus zu bewerten. Es liegt aber jedenfalls etwas nicht gerade Un-Karl'sches in der Annahme, der überzeugte Impfgegner sei durch lukrative Incentives auf direktem Wege von der Anti-Maßnahmen-Demonstration auf die Impfstraße zu bewegen – ganz nach dem Motto: „[M]ir san ja kane politischen Menschen ... aber a bissel a Geld is z'sammkummen, net?“ (169).

Das Spannungsfeld zwischen moralischer Haltung und finanziellem Wohlstand, das der *Herr Karl* im Zwischen-, Kriegs- und Nachkriegskontext aufmachte, wird auch im heiklen Diskurs um die Kriegssanktionen der EU gegen Russland deutlich. So freute sich etwa Herbert Kickl, der Parteichef der rechtsstehenden FPÖ, im August 2022 über vereinzelte „Stimmen der ökonomischen Vernunft“ in anderen Fraktionen. Er wolle sich durch eine Volksbefragung über die Sanktionen, die er als „Knieschuss für die heimische Wirtschaft“ bezeichnete, als „Partner für die vernünftigen Kräfte“ positionieren, „für die der Erhalt des Wohlstandes im eigenen Land im Vordergrund“ stehe (ORF 2022c). Ganz ähnlich, in der Tonalität aber deutlich schärfer wütete wenig später der Bundespräsidentenskandidat Gerald Grosz (vormals FPÖ und BZÖ), die Bundesregierung stürze Österreich durch

die Unterstützung der Sanktionen in einen „Wirtschaftskrieg, der nicht zu gewinnen sei“, und „bringe das Land wirtschaftlich und gesellschaftspolitisch um“ (ORF 2022d).

Diese Parallele fällt auch Gernot Budweiser in einer sehr treffenden Karikatur auf, die im Herbst 2022 in den *Oberösterreichischen Nachrichten* erschien (Abb. 1). Besonders interessant scheint mir hier die Anspielung auf das Neutralitätskonzept zu sein, wie es in diesem Diskurs häufig zur Diskussion stand und steht. Sanktionsgegner*innen beriefen sich darauf, Österreich habe neutral zu sein und sich daher aus den Sanktionen herauszuhalten, während Befürworter*innen dafür einstanden, ‚Gesinnungsneutralität‘ müsse darum noch lange nicht geboten sein (vgl. etwa ORF 2022e).



Abb. 1: „Herr Karl hat immer Saison“ (Oberösterreichische Nachrichten: 2022) mit freundlicher Genehmigung von Gernot Budweiser (<http://www.comic.co.at/>)

Diese schlaglichtartigen Beispiele aus den zeitgenössischen österreichischen Medien, besonders die Karikatur von Gernot Budweiser, zeigen, dass der Herr Karl im Sinne meines Titels als ‚Allegorie des verdrängten Mitläufertums‘ und damit als ‚österreichische Banalität des Bösen‘ noch nicht ausgedient hat –

selbst nach (?) einer gesellschaftserschütternden Pandemie und in Zeiten eines Krieges auf europäischem Boden, und vielleicht *gerade* in diesen Zeiten.

5. Fazit

Nachdem ich in meinen Ausführungen nach dem *Herrn Karl* als einer österreichischen ‚Banalität des Bösen‘ fragen wollte, bot sich zunächst an, meine Frage in ihre Teilaspekte zu unterteilen. Daher habe ich mich zunächst mit dem ‚Österreichischen‘ der Figur auseinandergesetzt, um sie erst anschließend auf ihre ‚Banalität des Bösen‘ im Sinne Arendts zu befragen.

Die erste Frage, nämlich ob man ein literarisches Werk auch außerhalb seiner Entstehungskontexte diskutieren könne, ist keine neue – stärkeres Gewicht auf die Wirkung statt auf den Kontext zu legen, ist bereits der gebotene Appell, wenn Susan Sontag (1964) von den „erotics of art“ spricht. Auch wenn im Falle des *Herrn Karl* die Kontexte unbedingt mitgedacht werden müssen und der Text daher freilich als national-, kultur- und mentalitätsgeschichtlich klar punzierter zu lesen ist, gilt es demnach, seine schiere Unabschließbarkeit und die dadurch möglichen Aktualisierungen bewusst ins Treffen zu führen.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung des mittlerweile kultigen Monologs speist sich aus der Tatsache, dass Merz und Qualtinger einer einzigen *dramatis persona* geradezu seismographisch Ambivalenzen, Probleme und banale Bösartigkeiten der österreichischen Nachkriegsmentalität einschrieben. Der Herr Karl funktioniert als (Denk-)Figur aber nur deshalb so wunderbar, weil die Wunden, auf die er schon 1961 den Finger legte, bis heute nicht verheilt sind – natürlich besonders in der vermeintlich heilen kleinen Alpenrepublik, aber auch über sie hinaus. Darin mag begründet liegen, dass sich der *Herr Karl* immer wieder ganz von selbst aus der Schublade holt, um gegenwärtige Diskurse zu beleben.

Der *Herr Karl* ist gerade aufgrund der österreichischen ‚Banalität des Bösen‘, die Merz und Qualtinger damit unvergleichlich vor Augen führen, ein Grundtext nicht nur der Literatur-, sondern auch der Mentalitätsgeschichte. Einer gesamten Nation ihre erfolgreich verdrängt geglaubte ‚Aura des Miefs‘ in einer einzigen Allegorie als Spiegel vorzuhalten – noch dazu ambivalent statt bestialisch – geht über das Literarästhetische hinaus. Dass der Herr Karl sechzig Jahre später nach wie vor dazu dient, aktuelle Diskurse zu reflektieren und mitzuprägen, zeigt, dass diese Figuration der banal bösen ‚österreichischen Seele‘ bis heute kaum an Wirkmächtigkeit eingebüßt hat.

Bibliographie

Adorno, Theodor W. 1967. „Reflexion über das Volksstück. (Zu Fritz Hochwälders *Himbeerpflücker*).“ In Fritz Hochwälder, *Der Befehl*, 108-110. Graz & Wien: Stiasny.

Arendt, Hannah. 2008. *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen* [engl. *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil*, 1963]. Aus dem Amerik. v. Brigitte Ganzkow. Mit einem einleitenden Essay v. Hans Mommsen. München & Zürich: Piper.

Assy, Bethânia. 2011. „Eichmann in Jerusalem.“ In Wolfgang Heuer & Stefanie Rosenmüller (Hrsg.), *Arendt-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 107–113. Stuttgart, Weimar: Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05837-9_17

Aust, Hugo, Peter Haida & Jürgen Hein. 1989. *Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart*. München: Beck.

Bergson, Henri. 2011. *Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen* [franz. *Le rire. Essai sur la signification du comique*, 1900]. Übers. v. Roswitha Plancherel-Walter. Hamburg: Meiner.

Bobinac, Marijan. 1992. „Der Bockerer und der Herr Karl. Das österreichische Volksstück in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten.“ *Zagreber Germanistische Beiträge* 1, 53-64.

Club 2. 2011. „Peter Alexander: Letzter Held einer heilen Welt?“ *ORF*, 16. Feber 2011, <https://tvthek.orf.at/profile/Archiv/7648449/Peter-Alexander-Letzter-Held-einer-heilen-Welt/14162841> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

Durrani, Osman. 2003. „Die Masken des Herrn Karl: Das österreichische Kabarett der Nachkriegszeit.“ In Peter Sprengel & Joanne McNally (Hrsg.), *Hundert Jahre Kabarett. Zur Inszenierung gesellschaftlicher Identität zwischen Protest und Propaganda*, 116–126. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Fink, Iris & Hans Veigl. 2016. „... und Lachen hat seine Zeit“. *Kabarett zwischen Wiederaufbau und Wirtschaftswunder. Kleinkunst in Österreich 1945 bis 1970*. Graz: Österreichisches Kabarettarchiv.

Hamann, Brigitte. 1996. *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*. München: Piper.

Howes, Geoffrey C. 1993. „Is There a Postmodern Volk? Some Thoughts on the Volksstück in the Television Age.“ *Modern Austrian Literature* 26(3/4), 17-31.

Kahl, Kurt. 1977. *Ferdinand Raimund*. München: DTV.

Kehlmann, Daniel. 2007. „Das österreichische Antlitz.“ In Carl Merz & Helmut Qualtinger, *Der Herr Karl*, 43–47. Wien: Deuticke.

Kehlmann, Michael & Georg Biron. 1987. *Der Qualtinger. Ein Porträt*. Wien: Kremayr & Scheriau.

Kriegleder, Wynfrid. 2018. *Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Menschen – Bücher – Institutionen*. 3., korr. u. erw. Aufl. Wien: Praesens.

Kühn, Volker. 2003. „Quasi Karl Jedermann. Der Herr Karl – ein starkes Satirestück, das seinesgleichen sucht.“ In Günter Krenn (Hrsg.), *Helmut Qualtinger. Die Arbeiten für Film und Fernsehen*, 93–105. Wien: Filmarchiv Austria.

Landa, Jutta. 1988. *Bürgerliches Schocktheater. Entwicklungen im österreichischen Drama der sechziger und siebziger Jahre*. Frankfurt a. M.: Athenäum.

Marcuse, Herbert. 1964. *One-Dimensional Man*. Boston: Beacon Press.

Menasse, Robert. 2005. *Das war Österreich. Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Merz, Carl & Helmut Qualtinger. 1995. „Der Herr Karl“ [1961]. In Traugott Kruschke (Hrsg.), *Helmut Qualtinger. Werkausgabe*, Bd. 1: »Der Herr Karl« und andere Texte fürs Theater, 163–187. Wien: Deuticke.

Mommsen, Hans. 2008. „Hannah Arendt und der Prozeß gegen Adolf Eichmann.“ In Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen* [1963]. Aus dem Amerik. v. Brigitte Ganzkow. Mit einem einleitenden Essay v. H. M., 9–48. München, Zürich: Piper.

Ö1. 2017. „Der Herr Karl. Vom Kulturskandal zum Klassiker.“ Ö1 (Homepage), 8. April 2017, <https://oe1.orf.at/artikel/293807/Der-Herr-Karl> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

Oberösterreichische Nachrichten. 2022. „Herr Karl hat immer Saison (Karikatur: Budweiser).“ Facebook, 23 September 2022, <https://tinyurl.com/4unf4hf6> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

ORF. 2019. „Van der Bellen: ‚Neuaufbau geht nur mit Neuwahlen‘.“ ORF, 18 Mai 2019, <https://tvthek.orf.at/profile/Archiv/7648449/Van-der-Bellen-Neuaufbau-geht-nur-mit-Neuwahlen/14014204> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

ORF. 2021. „Anreiz für CoV-Impfung zeichnet sich ab.“ *ORF News*, 29 Dezember 2021, <https://orf.at/stories/3241858/> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

ORF. 2022a. „Auch Bundesrat beschloss Impfpflicht.“ *ORF News*, 3 Februar 2022, <https://orf.at/stories/3246098/> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

ORF. 2022b. „Regierung schafft Impfpflicht ab.“ *ORF News*, 23 Juni 2022, <https://orf.at/stories/3272671/> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

ORF. 2022c. „Kickl fordert Volksbefragung über Russland-Sanktionen.“ *ORF News*, 20 August 2022, <https://orf.at/stories/3281737/> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

ORF. 2022d. „Van der Bellen setzt auf Heimat.“ *ORF News*, 6 September 2022, <https://orf.at/stories/3284058/> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

ORF. 2022e. „Nationalfeiertag im Schatten des Ukraine-Krieges.“ *ORF News*, 26 Oktober 2022, <https://orf.at/stories/3291277/> [letzter Zugriff: 15.03.2023].

Pfabigan, Alfred. 2002. „«Orgien im Gemeindebau». Der Herr Karl als Zeitgenosse.“ In Jeanne Benay & Gerald Stieg (Hrsg.), *Österreich (1945–2000). Das Land der Satire*, 57–80. Bern & Wien: Lang.

Ringel, Erwin. 1988. „Die Kärntner Seele.“ In Franz Witzeling (Hrsg.), *Die Kärntner Seele. Mit Darstellungen aus Literatur und bildender Kunst*, 7–62. Klagenfurt & Wien: Hermagoras.

Schwarz, Egon. 1982. „Was ist österreichische Literatur? Das Beispiel H. C. Artmanns und Helmut Qualtingers.“ In Kurt Bartsch, Dietmar Goltschnigg & Gerhard Melzer (Hrsg.), *Für und wider eine österreichische Literatur*, 130–151. Königstein/Ts.: Athenäum.

Schwarzenberg, Friedrich v. 1844. *Aus dem Wanderbuch eines abgedankten Landsknechtes. Als Manuskript gedruckt*. Wien: o. V.

Sichrovsky, Peter. 2021. „Herr Karl und der Impfskandal. Österreichs Umgang mit Verantwortlichkeit.“ *News* 8, 36-37.

Sontag, Susan. 1964. „Against Interpretation.“ *Evergreen Review* 8(34), 76-80.

Spiel, Hilde. 1991. *Die Dämonie der Gemütlichkeit. Glossen zur Zeit und andere Prosa*. München: List.

Steinert, Fiona & Heinz Steinert. 1996. „Reflexive Menschenverachtung: die Wienerische Variante von Herrschaftskritik. Der Herr Karl – ein echter Wiener geht

nicht unter.“ In Reinhard Sieder, Heinz Steinert & Emmerich Talós (Hrsg.), *Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*, 236–249. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

Stermann, Dirk & Christoph Grisseemann. 2016. „Willkommen Österreich.“ *ORF*, 3. Mai 2016, abgerufen über <https://youtu.be/dyekFiRqmUc> [letzter Zugriff: 15.03.2023].